Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 41

Artikel: Serbien im europäischen Kriege

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642542

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sie an und als er sah, wie Hilda ganz niedergeschlagen wurde, als sie ihre Tasche leer fand, da reckte er nur die Hand aus und bat:

„Bitte, nur Ihre Hand; ah, es tut so wohl, einer edlen deutschen Frau die Hand drücken zu dürfen —."

Diese Worte schienen ihr wie ein süßes Labsal durch die Glieder zu rinnen. Sie hielt die Hand des fremden jungen Mannes lange. Sie hatte ihn nie in ihrem Leben gesehen, ebensowenig wie alle andern, aber als er sagte:

„Ich habe eine Schwester, der Sie, gnädige Frau, wie ein Tropfen Wasser ähnlich sehen," da kam es ihr vor, sie sei seine Schwester und sie wußte kaum, wie ihr geschah, sie beugte sich zu ihm und küßte ihn auf die Stirne. —

Colette stand neben ihr; sie verstund kein Wort, was die Beiden zusammen sprachen, aber die Tränen füllten ihr doch die Augen. Der Arzt aber verstand Hilda, die da antwortete: „Wir alle sind Schwestern und Brüder vor dem Allmächtigen."

„Ach, wie Sie mich glücklich machten," sagte der Jüngling beim Abschiede. Hilda strich ihm mit weicher Hand übers Haar, er lehnte sich in seine Kissen zurück, sie drückte ihm nochmals die Rechte und verließ sein Bett. „Aber ich komme wieder," hatte sie dem Kranken versprochen, und als sie zwischen den Reihen der Betten durchschritt, nickte sie lächelnd jedem zu. Zuerst hatte sie so bleich ausgesehen, daß man hätte meinen können, sie selber sei krank, jetzt aber überhauchten ihre Wangen ein feines Rot. Der Doktor konnte sich nicht enthalten, Colette zu sagen:

„Sie ist schön, Ihre Freundin, sie ist sehr schön und wie eine Fürstin so fein."

„Und sie ist so edel und gut, so mutig und großherzig wie keine Zweite," gab Colette zur Antwort.

Als die Freundinnen das Lazarett verlassen, begann Madame Lamien:

„Das war kein alltägliches Erlebnis. Ich habe es dir angesehen, wie es dein Herz aufwühlte, meine tapfere Hilda. Aber auch für mich war es nicht ohne großen Eindruck, das kann ich dir versichern. Ich bin froh, daß ich Dich begleitet habe. Ich dachte an meine beiden Vetter, die auch verwundet und gefangen in Sachsen liegen, wie glücklich wären die, wenn eine geborne Französin ihnen Trost spenden käme."

X.

Hilda hatte ein langes Schreiben abgefaßt, das die Rechtfertigung enthielt, warum sie ihre verwundeten Landsleute im Lazarett besuchte, so gut wie die andern. Es war nicht zum Absenden bestimmt, sie schrieb es mehr für sich selbst und hoffte, es später einmal René vorzulegen, wenn der Krieg vorüber.

Die nahende Weihnachtszeit verkündete den ersehnten Frieden noch nicht, aber dennoch hoffte Hilda in diesen Tagen mehr als je auf ein großes Erlösungswerk, das der Himmel bringen werde. René hatte eine begeisterte Karte geschrieben, in der er mitteilte, er sei für das Croix de guerre vorgeschlagen, dann aber kam keine Nachricht mehr. Sie hatte ihre Geschenke für ihn und seine Kameraden längst abgeschickt und konnte es kaum erwarten, was er dazu sagen werde, denn im Verein mit der Freundin hatten sie hübsche Ueberraschungen ausgedacht.

Colette hatte nun auch ihren Kummer, denn der Fuß ihres Mannes wollte nicht heilen und eine neue Operation mußte vorgenommen werden. Herr Lamien litt große Schmerzen, ohne viel zu klagen. Nach dem chirurgischen Eingriff ging es nun aber bedeutend besser. Sie hatte aber zur Folge, daß sein Bein kürzer wurde und der Fuß steif blieb. Colette jubelte aber innerlich, denn Henri wurde dadurch ganz dienstuntauglich und sie hoffte ihn auf Neujahr nach Annecy zu bringen, damit er dort ganz genesen möchte.

Am zweiten Weihnachtstage bekam Hilda die ersehnte Nachricht. Sie stammte jedoch nicht von Renés Hand, sondern vom Kommandanten, der schrieb:

Madame,

Aengstigen Sie sich nicht, verehrte Frau, ich habe Ihnen zwar keine freudige, aber auch keine traurige Nachricht zu geben. Bei einem heftigen feindlichen Angriffe unserer sehr exponierten Position, die Herr Hauptmann Balandrau heldenmütig bis zum letzten Augenblicke verteidigte, wurde er verwundet und fiel unglücklicher Weise in die Hände des Feindes. Er soll aber gut aufgehoben sein und wir werden Ihnen, verehrte Frau, bald genauere Nachrichten zukommen lassen.

Ihr Herr Gemahl, unser lieber Kamerad, hatte sich so sehr ausgezeichnet, daß ihm das militärische Ehrenzeichen nicht ausbleiben wird. Er ist ein Held und der Feind hat uns einen empfindlichen Schaden zugefügt, indem er uns den beispiellos Tapferen gefangen nehmen konnte.

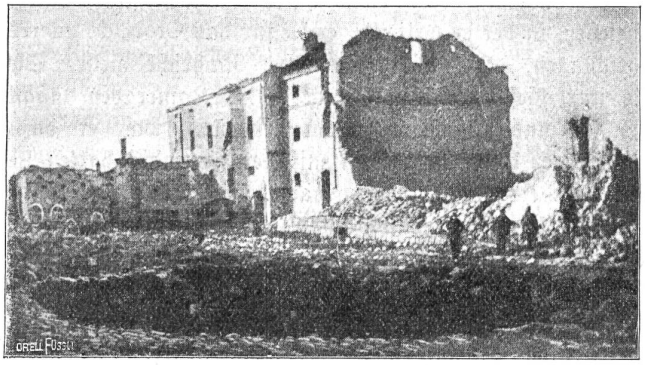
Hilda fand die genaue Angabe, wann und wo ihr Mann gefangen geworden am Schlusse des Briefes. Sofort wendete sie sich an das Bureau der internationalen Gefangenenfürsorge in Genf, aber schon einige Tage später verließ sie mit Colette und Herr Lamien Lyon, da ihre Freunde nach Annecy übersiedelten, während sie nach Genf reiste, um von dort aus nach ihrem Gatten zu forschen.

Die Trennung wurde den Freundinnen auf der Zweigstation nicht leicht. Colette kam es vor, sie müsse für immer Abschied nehmen, obschon Hilda sich so ruhig und voller Zuversicht zeigte. (Fortsetzung folgt.)

Serbien im europäischen Kriege.

Im lauten Getümmel des Weltkrieges, nachdem sich neue Kriegsschauplätze aufgetan, nachdem in Galizien und Polen ein riesenhaftes Ringen begann, wäre Serbien, das in der Geschichte des verhängnisvollen Jahres 1914 eine so gewichtige Rolle spielte, beinahe in Vergessenheit geraten, wenn nicht die neue gegen dieses Land geplante deutsch-österreichisch-bulgarische Offensive mit einemmal wieder die Aufmerksamkeit der Welt auf diesen Wetterwinkel Europas gelenkt hätte. Just zur rechten Zeit erscheint ein Büchlein über Serbien, das uns wertvolle Vorstellungen über dieses Land vermittelt. Die Leser dieses Blattes erinnern sich der Publikation der bekannten Zürcher Reiseschriftstellerin C.

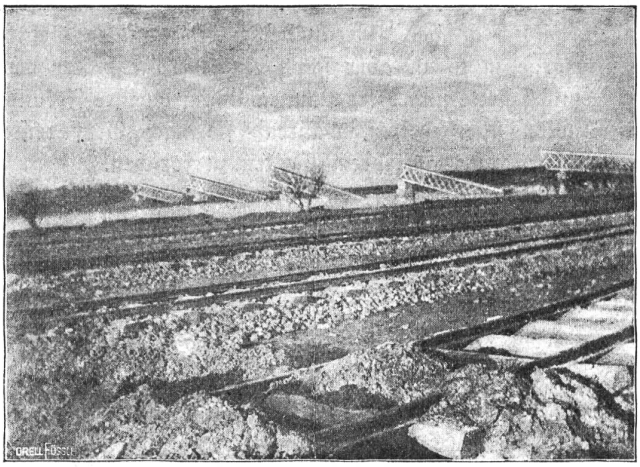
Sturzenegger über das serbische Rote Kreuz, das wir hier seinerzeit in einem Aufsatz besprochen haben. Damals schilderte sie die Zustände im Lande, speziell die sanitären



Grandioser Einschlag in die Erde bei den Ruinen der Bailonymühle.

in den Militärspitälern während der beiden Balkankriege 1912/13. Sie ließ dem serbischen Roten Kreuz und nebenbei dem serbischen Volke ein begeistertes Lob zufließen. Die bewegliche Frau hielt es bei Ausbruch des neuen Krieges nicht zu Hause. Der alte Reisetrieb und der Drang nach Betätigung im Lande, das ihr seit ihres letzten Aufenthaltes zur zweiten Heimat geworden war, erwachte in ihr. Anfangs August 1914 reiste sie über Marseille und Saloniki nach Nisch ab, Ende Juni 1915 war sie wieder zu Hause, um hier schriftstellerisch ihre Eindrücke und Erlebnisse zu verarbeiten. Die erste Frucht dieser Arbeit liegt in ihrem neuesten Buche „Serbien im europäischen Kriege 1914/15" (Verlag Orell Füßli, Zürich, 174 S. brosch. Fr. 3.—) vor. Die Broschüre gibt sich ohne historisch-wissenschaftliche Prätentionen; sie verwertet ganz einfach persönliche Anschauungen und Erlebnisse zu einem Erinnerungsbild, das immerhin als das Zeugnis einer neutralen, von keiner chauvinistischen Absicht geleiteten Persönlichkeit Beachtung und Vertrauen verdient.

Was das Büchlein der C. Sturzenegger besonders interessant macht, das ist die große Zahl der Abbildungen nach autentischer Aufnahme, die es schmücken. Sie sprechen für sich; sie geben unabhängig vom Text schon eine wertvolle Vorstellung der Verhältnisse in Serbien. Wir waren hier in der Schweiz in unserer Auffassung von serbischer Kultur und vom serbischen Volksleben allzusehr vom serbenfeindlichen Urteil, das wir aus österreichischen und deutschen



In fünf Teile gesprengte Eisenbahnbrücke.

Zeitungen und Zeitschriften lasen, beeinflußt. „Das verlauste Serbien", so ungefähr faßten wir nach dem Vorgang der Witzblätter von jenseits des Rheins unsere Vorstellungen zusammen. Wir taten Serbien und seinem Volke Unrecht. Heute, nachdem die Ereignisse uns gelehrt haben, mit mehr Respekt von diesem kleinen tapfern Volke zu reden, hindern

Okrushna-Spital für alle an Typhus erkrankten Aerzte und Offiziere.

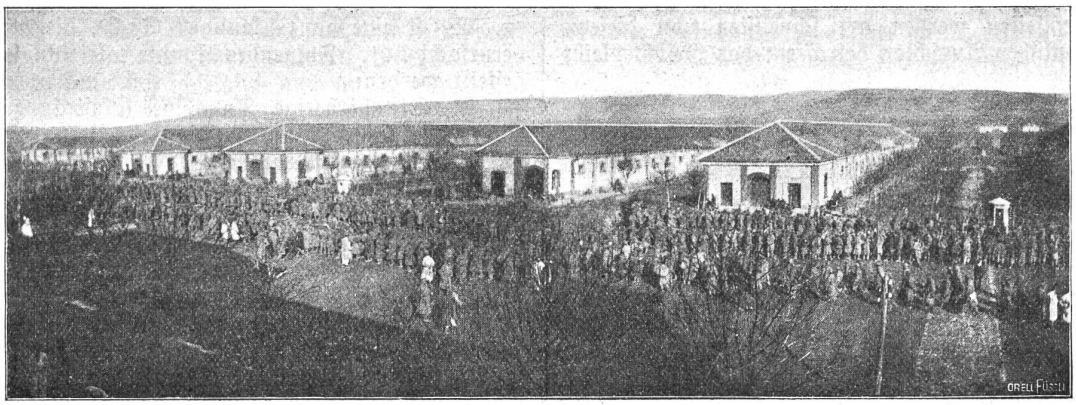
uns keine Gefühle mehr, dem Zeugnis der Schweizerin Glauben zu schenken.

Nach C. Sturzenegger verdienen die Serben unsere ganze Sympathie. Wie wir Schweizer selbst haben sie in jahrhundertelangem wechselvollem Ringen um ihre Freiheit und ihr Volkstum gekämpft, erst gegen die Ottomanen, nun gegen die nördlichen Nachbarn, gegen die Ungarn und Oesterreicher. Ein ackerbauendes, friedliches Volk wie wir, hat es uralte demokratische Freiheiten zu bewachen und zu beschützen. Serbien ist ein Gebirgsland wie die Schweiz, nur viel fruchtbarer durch Vergünstigungen des südlichen Klimas. Der Grund und Boden zerfällt in Kleinbesitz; an diesen kleinen Gütchen haften alte Rechte der Unveräußerlichkeit und Unpfändbarkeit; es sind unpfändbar: zwei Hektaren der Felder, zwei Paar Ochsen zur Bearbeitung derselben, eine Kuh, je vier Schafe, Ziegen und Schweine, der gesamte Flügelbestand und der volle Hausrat. Das Land nährt sich selbst. Mais gedeiht in Fülle neben anderm Getreide, Obstgärten, Gemüsepflanzungen, Wiesen und Felder geben reiche Ernten. Kein Wunder, wenn der Serbe mit ganzer Seele an seiner Heimat hängt und den letzten Blutstropfen zur Verteidigung seines Vaterlandes hingibt. Die Verfasserin hat in ihrer Spitalpraxis als Pflegerin von Verwundeten und Kranken in Menge Männer gesehen, die neben den neuen Wunden auf ihrem Körper zwei, drei Narben alter Wunden tragen.

Am 23. Juli 1914 erhielt die serbische Regierung die österreichisch-ungarische Note, die von Serbien in ihren verhängnisvollen Artikeln 5 und 6 nichts weniger und nichts mehr als die Aufgabe der staatlichen Selbständigkeit verlangte. Das war der Krieg. Serbien fand an Rußland einen Rücken. Seine Antwort lehnte die Einmischung der k. k. Organe in seine innern Angelegenheiten ab. Sie wurde in Wien als nicht befriedigend erklärt; die Kriegswürfel waren gefallen.

Die Art und Weise, wie das serbische Volk den dreifachen Ansturm der Doppelmonarchie abwehrte, insbesondere der glorreiche Kampf gegen die Uebermacht des Generals Potiorek hat den Serben nicht nur die Sympathie aller Neutralen, sondern auch die Achtung seiner Feinde vor ihrer militärischen Tüchtigkeit eingebracht.

Der Kriegsausbruch überraschte Serbien, das noch an unvernarbten Wunden aus den beiden Balkankriegen litt, in völliger Unvorbereitung. Die Hilfsmissionen des internationalen Roten Kreuzes blieben diesmal aus, weil der Weltkrieg sie anderswo beanspruchte. Die vorhandenen Kräfte vermochten dem ersten Verwundetenstrom, der sich ins Innere des Landes, insbesondere in den Städten Karagujewatz und Nisch staute, nicht zu bewältigen. Es fehlten die Aerzte, es fehlte das Pflegepersonal. Wie schon in den



Die Gefangenen-Baracken. Rechts und links grosse Felder, im Hintergrund Berge.

früheren Kriegen, stellten sich die Frauen der bessern Stände zur Verfügung, die Frauen der Aerzte, Minister, Gesandten. Die serbischen Frauen sollen nach dem Zeugnis der Verfasserin überhaupt das Größte geleistet haben, ebenbürtig ihren tapfern Männern, die das Vaterland verteidigten; waren es doch die Frauen, die in den drei Kriegsjahren den Boden ganz allein bewirtschafteten, die pflügten, pflanzten und die Ernte einheimsten und das Brot schafften, und waren es die vornehmen Damen, die in den Spitälern oft selbständig wie Aerzte die Verwundetenpflege besorgten, die organisierten und wirtschafteten mit Einsetzung ihrer ganzen Kraft und Energie.

Mit den Verwundeten, die zu Tausenden die Spitäler füllten, kam auch die täglich wachsende Zahl der Gefangenen. Die Augustkämpfe um Schabatz und um den Bug Tser brachten mit einem Schlage 4500 österreichische Gefangene ins Land. Die Zahl wuchs im Laufe des ersten Kriegsjahres auf 16,000. Da kam die schwerste Zeit des Kampfes, die große feindliche Invasion. Das war im November und im Dezember. Mit erdrückender Uebermacht drang der Feind in Serbien ein. Valjewo mußte geräumt werden. Tausende von Gefangenen mußten disloziert, ins Innere des Landes geschafft werden. Ein Strom von verzweifelten Flüchtlingen ergoß sich gegen die Hauptstadt Nisch; 100,000 Menschen lebten dort mehr als in gewöhnlichen Zeiten. Das serbische Volk schien in einem Meer des Elendes ersticken zu müssen. Da geschah der wunderbare Schlag gegen das feindliche Heer. Die Oesterreicher wurden geschlagen und in einem glänzenden Siegeszug, der 40,000 Gefangene und eine riesige Beute einbrachte, aus dem Lande geworfen. Die Verfasserin des Buches über Serbien hat diese Zeiten selbst miterlebt und hat selbst die Schlachtfelder besucht. Ihre Schilderungen sind außerordentlich interessant und lesenswert.

Ihr größtes Erlebnis aber war die Typhusepidemie. Sie hat als freiwillige Pflegerin tief in das Elend dieser schrecklichen Zeit hineinblicken können. In Valjewo brach die Epidemie aus, hervorgerufen durch die Tausenden von Leichen, die bei dem eiligen Rückzuge der Oesterreicher unbe-

Die Isolierbaracken, wo C. Sturzenegger gearbeitet hat.

erdigt auf den Schlachtfeldern liegen blieben. Die furchtbare Krankheit raffte Tausende dahin: Soldaten, Gefangene, Zivilbevölkerung; eine große Zahl von Aerzten und Pflegerinnen fielen dem Würgengel zum Opfer, so der englische Arzt Dr. Ridlay, der Schweizer Dr. med. Ernst aus Zürich. Eines der ersten Opfer war die hochherzige Patriotin und Menschenfreundin Frau General Lucuwitsch, die ihr ganzes Leben dem Dienste des Vaterlandes gewidmet hatte.

Es gereicht der Verfasserin zur Ehre, daß sie ungeachtet der hohen Lebensgefahr, in die sie sich begab, in den Typhusbaracken des österreichischen Gefangenenlagers in Nisch Pflegerinnendienste tat. Aus eigener Anschauung lernte sie das Wesen der gefährlichen Krankheit kennen, von der wir nur mangelhafte Vorstellungen bekamen aus den Zeitungsberichten. Lassen wir ihr hier selbst das Wort:

Wir hatten es in Serbien mit drei verschiedenen Typhusarten zu tun:

1. Rekurrenz, hohes Fieber, influenzartig, große Unruhe, Verlauf ziemlich ungefährlich.

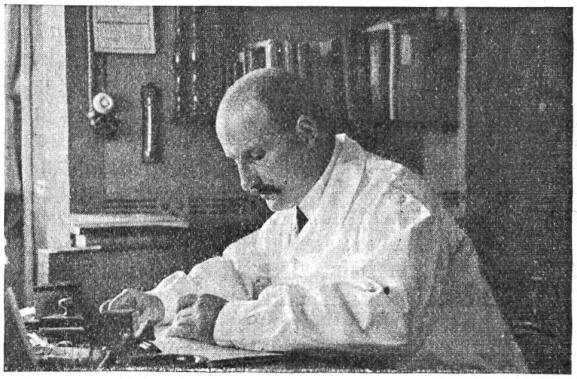
2. Typhus abdominalis, Unterleibstyphus, auch in Westeuropa bekannt.

3. Typhus exanthematicus, Flecktyphus, eine eigentliche Kriegskrankheit. Ich hatte es hauptsächlich mit Flecktyphus-Kranken zu tun, und da man im westlichen Europa diese Epidemie nicht so recht kennt, will ich an Hand von eigenen Beobachtungen und Erfahrungen versuchen, ein Bild von ihr zu entwerfen.

Flecktyphus ist außerordentlich schwer zu behandeln. Nicht alle Fälle verlaufen tötlich, aber, wo große Menschenmassen zusammenwohnen müssen und es an reiner Luft gebricht, da ist wenig Hoffnung auf Rettung vorhanden.

Alle Fälle haben folgendes gemein:

1. Sprungweises Fieber. Am gleichen Tage zeigt das Thermometer 37,0, auch 40—41 Grad Fieber und kann wieder fallen bis 37. Während der Krisis, zwischen dem neunten und dreizehnten Tage, bleibt das Fieber immer hoch.



† Dr. med. Ernst aus Zürich, in Nisch gestorben an Flecktyphus.

2. Am vierten, spätestens am fünften Tage brechen kleine, runde, rötliche Flecken aus, die sich durch Druck wegpressen lassen, aber wieder kommen. Brust, Rücken und

die innern Armseiten werden am schnellsten von diesem, den Masern ähnlichen Ausschlag betroffen; das Gesicht bleibt

Im Verbandsaale; ein armer Junge mit vier Wunden; Vater und Mutter und zwei Brüder tot.

frei. Gegen das Ende der Krankheit werden die Flecken blaugelb.

3. Große Herzschwäche, dem stärksten Mann bleibt das Herz oft nach wenigen Tagen förmlich stehen; meist wird das zur Todesursache, besonders bei fetten Menschen. Patienten mit von Natur aus schwachem Herzen müssen schon nach den ersten Tagen drei- bis fünfmalige Kamphereinspritzungen und Digitalis erhalten zur Regulierung des Herzschlages.

4. Rasendes Kopfweh, was oft schon nach wenigen Stunden zur Bewußtlosigkeit führt.

5. Großer Durst. Auch wenn die Kranken bewußtlos sind, muß man ihnen zu trinken geben; sie saugen immer ein, wenn man ihnen das Glas oder den Löffel an den Mund setzt. Viel trinken wirkt heilend, gleichgültig, was es ist: Wasser, Bier, Milch, Thee, Champagner, Kognak ꝛc., Orange, Zitronen.

Fernere Eigentümlichkeiten: Schwermütige, weinerliche Stimmung, schon im Anfang; auch Tobsuchts- und Wahnsinnsanfälle sind nicht selten.

Blutsturzartiges Brechen oder Nasenbluten; letzteres ist meist ein gutes Zeichen: das Gehirn wird entlastet und solche Patienten haben dann weniger Kopfweh.

Durchfälle in bewußtlosem Zustande. Es ist dies außerordentlich gefährlich und führt, wenn das Pflegepersonal nicht peinlich gewissenhaft kontrolliert, zu schwerem Decubitus — Wundlöcher bis in die Knochen. Bei den meisten wird die Zunge schwer und geschwollen. Die Patienten können nicht mehr sprechen, andere verlieren das Gehör; die Ohren fließen, die Augen brennen, das Weiße im Auge wird rot. Alle haben schrecklichen Speichelabgang, an dem sie oft fast ersticken. Es ist durchaus notwendig, von Zeit zu Zeit mit einem in antiseptischer Lösung getauchten Läppchen den Mund auszuwaschen, was allerdings sehr schwer ist, da die Kranken meist sich ganz versteifen und den Mund nicht freiwillig aufmachen; sie sind in diesem Stadium überhaupt nicht bei Bewußtsein. Das ist das Krankenbild ganz schwerer Fälle, wie ich solche in meiner Pflege hatte. Es gehet daraus hervor, daß man solche Kranke in der Krise nicht einen Moment aus den Augen lassen darf und daß Hülfe und Beistand Tag und Nacht notwendig sind. 21 Tage und Nächte habe ich so ausgehalten; dann aber brach ich vor Erschöpfung zusammen. Fieber hatte ich nie; ich war somit der Infektion entgangen.

Ueber die Ursache des Flecktyphus berichtet sie an anderer Stelle folgendes:

Es ist eine ganz „lausige" Sache, die den Flecktyphus verursacht . . . Folgendes konnte als absolut sicher festgestellt werden:

1. Die bisherige Annahme (Ansteckung durch nahes Zusammenleben) ist nur richtig mit Bezug auf das rapide Umsichgreifen der Krankheit; je enger das Zusammenleben der Menschen und je größer das Kriegselend im allgemeinen sei, Schützengrabenleben ꝛc., desto fruchtbarer das Krankheitsfeld; aber die Krankheit selber entsteht durch die Laus und zwar ganz speziell durch die Läuse, die sich in lang getragenen Kleidern festsetzen. Eine Laus, die Fieberblut getrunken hat, infiziert; Kopfläuse jedoch nicht.

2. Aber nicht jede Kleider-Laus infiziert. Es ist durch tägliche Experimente, die während der letzten Epidemie gemacht wurden, genau erwiesen, daß a) nur die Mutterlaus infiziert, b) daß selbst diese Mutterlaus erst am achten Tage durch ihren Biß den Menschen gefährlich werden kann, da das von ihr eingesogene Krankengift volle sieben Tage braucht, bis es infektionsfähig geworden ist.

Hierin liegt ein außerordentlicher Trost für alle diejenigen, die sich vor Ansteckung fürchten. Können doch Millionen Läuse innert dieser Zeit vertilgt werden, teils durch Desinfektion, die doch täglich in solchen Epidemiezeiten vorgenommen wird, oder durch hundert andere Hantierungen. Denn zur Unterdrückung wird ja vom ersten Auftreten an ungemein viel getan. Wäre es nicht so, würde eine Epidemie überhaupt nie auf hören; die letzte aber wurde auffallend schnell unterdrückt.

Allerdings hat sie eine Zeitlang Menschenleben gemäht wie Gras. In alle Volksschichten hinein kam sie, auch in vornehme Kreise. Wie um Gotteswillen ist das nur möglich, höre ich voll Entsetzen fragen. Ja, wir in der Schweiz, die wir in so geordneten, ruhigen Verhältnissen, in so luftreinen und staubfreien Gegenden leben, wir, die wir nichts wissen von all dem ungeheuren Kriegselend, das sich außerhalb unserer Grenzen abspielt, können uns freilich kaum vorstellen, wie gebildete Menschen überhaupt zu Läusen kommen können.

Wer aber an der Front gewesen ist, der weiß es. Kein Schützengraben, keine Kaserne, kein Feldlager, kein Lazarett ohne Läuse; denn von den Schützengräben oder vom Schlachtfelde kommen die Kranken oder Verwundeten ohne Kleiderwechsel in die Spitäler. Wohl werden sie bei ihrer Ankunft ausgezogen, gewaschen oder gebadet, mit frischen leinenen Kleidern ins Bett gesteckt und die alten Kleider gründlich desinfiziert. Aber diese Läuse verhaken sich oft so mit der Haut, daß man sie oft gar nicht sieht.

Oesterreichische Offiziere gepflegt von serbischen Ministerdamen.

Damit kommen sie ins Bett, ins Stroh, zum Aerzte- und Pflegepersonal und mit den Verbänden, wohinein sich die lausigen Schmarotzer besonders gern verkriechen, in die

Operations- und Verbandsäle — kurz, sie sind allüberall zu finden. Sind die Läuse nicht infiziert, sind sie nicht von Belang; man kann sich schließlich auch an sie gewöhnen. — — Aber wenn dann die Epidemie ausbricht, verbreitet sich diese eben riesenschnell, und wer fliehen will, verschleppt sie mit sich in die Bahn, in die Droschken usw. Hunde und Katzen tun das übrige; ich sah solche im Gefangenenlager, nachher wieder bei uns, in den Zimmern, in den Betten, auf den Armen der Pflegerinnen und der Kranken. Ich opponierte, trotzdem ich diese „Viecher" selbst sehr lieb habe; aber hier waren sie für mich Krankheitsverschlepper. Es nützte nichts; in der Stadt erschoß man sie — in unserm Spital duldete man sie —; die gute „Mutter" tot, andere Damen krank, richtiger Ersatz nicht da — es war eine häßliche Zeit . . . .

Also, die Epidemie erreichte ihren Höhepunkt. Täglich trug man Erkrankte fort aus unserm Spitale, täglich füllten sich die Isolierbaracken immer mehr und auch die Gräber. Die großen Lager lichteten sich und auch der Aerztebestand und das Pflegepersonal.

Warum gerade so viele Aerzte gestorben, frug man mich. Warum? Sie hatten keine Zeit mehr, an sich zu denken. Tag und Nacht waren sie in Arbeit, und wenn sie eine Minute Ruhe hatten, waren sie zu erschöpft, um sich noch desinfizieren zu lassen; so ging es halt wie es ging. In dieser Not rückte dann allerdings von allen Seiten Hilfe ein. Frankreich sandte über 200 Aerzte, England ebenfalls über 100; Rußland kam mit sehr großen Missionen, die selber ganze Spitäler übernahmen und komplette Einrichtungen mitbrachten. So wurde denn rasch alles bekämpft; aber manch einer von dieser fremden Hilfe bezahlte seinen Liebesdienst mit dem Leben, auch herbeigeeilte Schweizer.

Der Krieg und seine angeblichen Wohltaten.

(Schluß.)

Moralische Ergebnisse.

Seit Buddha bis auf unsere Tage hat man durch Wort und Schrift gar viel Moral gepredigt, aber die Vorschriften sind immer für den Täter formuliert worden: Du sollst nicht töten, Du sollst nicht stehlen, Du sollst nicht ehebrechen ꝛc. ꝛc. Die Moralisten haben also immer den Menschen im Auge, der eine Handlung begeht, nie den, der sie erleidet. Nichts ist logischer als dies, denn das Benehmen des Zweiten ist durch das des Ersten bedingt. Sobald man aber von internationalen Beziehungen spricht, verschwindet diese gesunde Vernunft wie durch einen Zauber. Der Krieg ist ein Kollektiv-Mord, und dennoch bedeckt man ihn mit Lobreden und schreibt ihm wunderbare Tugenden zu. Einzig und allein weil man, dank einer unfaßbaren Verirrung, immer nur diejenigen Nationen im Auge hat, die die Angriffe erleiden, nicht diejenigen, welche sie begehen. Gerne wollen wir den Kriegsschwärmern das Zugeständnis machen, daß es die wunderbarste Handlung ist, die man sich vorstellen kann, wenn man mit Gefahr seines Lebens seine Rechte verteidigt, es sogar opfert, um seine Rechte zu behaupten. Solange ein Atemzug in unserer Brust weht, werden unsere glühendsten Sympathien jenen bedauernswerten edlen Opfern gehören, welche den Tod der Schande vorgezogen haben. Gewiß! Der Krieg könnte moralisch wirken, doch nur unter der einen Bedingung, daß man sich verteidigen könnte, ohne angegriffen zu werden!

Ein anderer Beweis: Wenn die achttausend Kriege der historischen Zeit uns noch nicht haben sittlich machen können, welche Aussicht ist vorhanden, daß gerade der achttausendunderste Krieg dieses Ergebnis zeitigen wird?

Könnten die Lobredner des Krieges bestreiten, daß die blutigen Gemetzel den Völkerhaß erzeugen und daß dieser Haß die traurigsten Folgen mit sich bringt. Setzt er nicht der Völkermischung und der Ideenverbreitung das größte Hindernis entgegen? Ist er nicht der wirksamste Grund der Entartung unserer Gattung und des geistigen Stillstands? Ist es nicht der Krieg, der aus Europa ein verschanztes Lager und eine mit Dynamit geladene Mine gemacht hat? Ist es nicht der Krieg, der uns in die traurige Lage versetzt hat, in der wir uns heute befinden? „Es ist zu viel Zündstoff zwischen den europäischen Staaten aufgehäuft," sagt die Moskauer Zeitung, „als daß man an eine Abrüstung denken könnte." Diese Urteilsweise ist doch zu wunderbar. Dem Moskauer Publizisten zufolge ist eine Abrüstung deshalb unmöglich, weil ein neuer Krieg unvermeidlich wäre. Er wäre entschieden der grauenhafteste, den die Weltgeschichte in ihren Annalen registrieren könnte. Man denke an den entsetzlichen Zusammenprall von mehr als 12 Millionen Menschen, die mit den vervollkommnetsten Zerstörungswerkzeugen ausgerüstet sein werden. (1893 geschrieben! Nun sind's mehr als 20 Millionen Menschen, mit Zerstörungsmitteln, die man vor 22 Jahren nicht einmal ahnte! Anmerkung des Uebersetzers!) Unzählbar würden die Opfer sein, und wenn der Feldzug auch nur kurze Zeit dauern würde, wäre auf Hunderttausende zu rechnen, die er hinraffen würde.

Spitzfindigkeiten.

Es ist mit dem Kriege wie mit den klassischen Sprachen. Einstens war das Lateinische das literarische und wissenschaftliche Idiom Europas. Man lernte es aus demselben Grunde, aus dem ein Kelte der Bretagne heute französisch lernt. Die griechische Literatur eröffnete eine Fundgrube ästhetischer Genüsse und gelehrter Kenntnisse. Man studierte deshalb im 15. Jahrhundert das Griechische aus demselben Grunde, aus welchem heute ein Russe das Französische lernt. Dies ist alles vorüber, aber die Gewohnheit ist geblieben. Aus Widerstreben, unsere alten Unterrichtsmethoden zu ändern, haben wir versucht, sie durch die unglaublichsten Spitzfindigkeiten zu rechtfertigen. So entdeckte man eines schönen Tages, daß das Studium des Griechischen und des Lateinischen eine Gymnastik für den Geist wäre, daß dadurch das logische Denken entwickelt würde und daß es ein ganz bedeutendes Instrument für die Kultur sei. Kurz, das Griechische und Lateinische waren früher Mittel; als sie aufhörten, diese Aufgabe zu erfüllen, erhob man sie zur Würde eines Zweckes.

Dasselbe gilt vom Krieg. Die Menschen haben ihn Jahrhunderte hindurch geführt, um Reichtümer und Ehren zu erwerben, und als es sich ergab, daß durch ihn die Sieger ebenso verarmten wie die Besiegten, dichtete man ihm Tugenden an; eine wunderbarer als die andere. Es regnete ordentlich Spitzfindigkeiten, wie: der Krieg versittliche die Völker, das Totschlagen verhindere die geistige Versumpfung usw. Es verdient ganz besonders hervorgehoben zu werden, daß alle diese Wohltaten des Krieges erst nachträglich entdeckt wurden, gerade als die öffentliche Meinung begann, sich gegen ihn aufzulehnen. Das ist genau das gleiche wie mit dem Studium des Lateinischen, denn als es überflüssig wurde, entdeckte man seine wunderbaren Vorzüge.

Ebenso hohl, wie diese Sophismen erklingen, ebensowenig halten sie der Kritik stand.

Der Krieg ist dem Verbrechen analog, welches eine zur Leidenschaft entfachte Willensäußerung bedeutet, die selbst nicht vor der Hinopferung des Lebens der Mitmenschen